Zeitschrift: Heimatbuch Meilen
Herausgeber: Vereinigung Heimatbuch Meilen
Band: 12 (1973)

Artikel: Jugenderinnerungen eines Meilemers
Autor: Spörri, Oskar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-954151

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Oskar Spörri

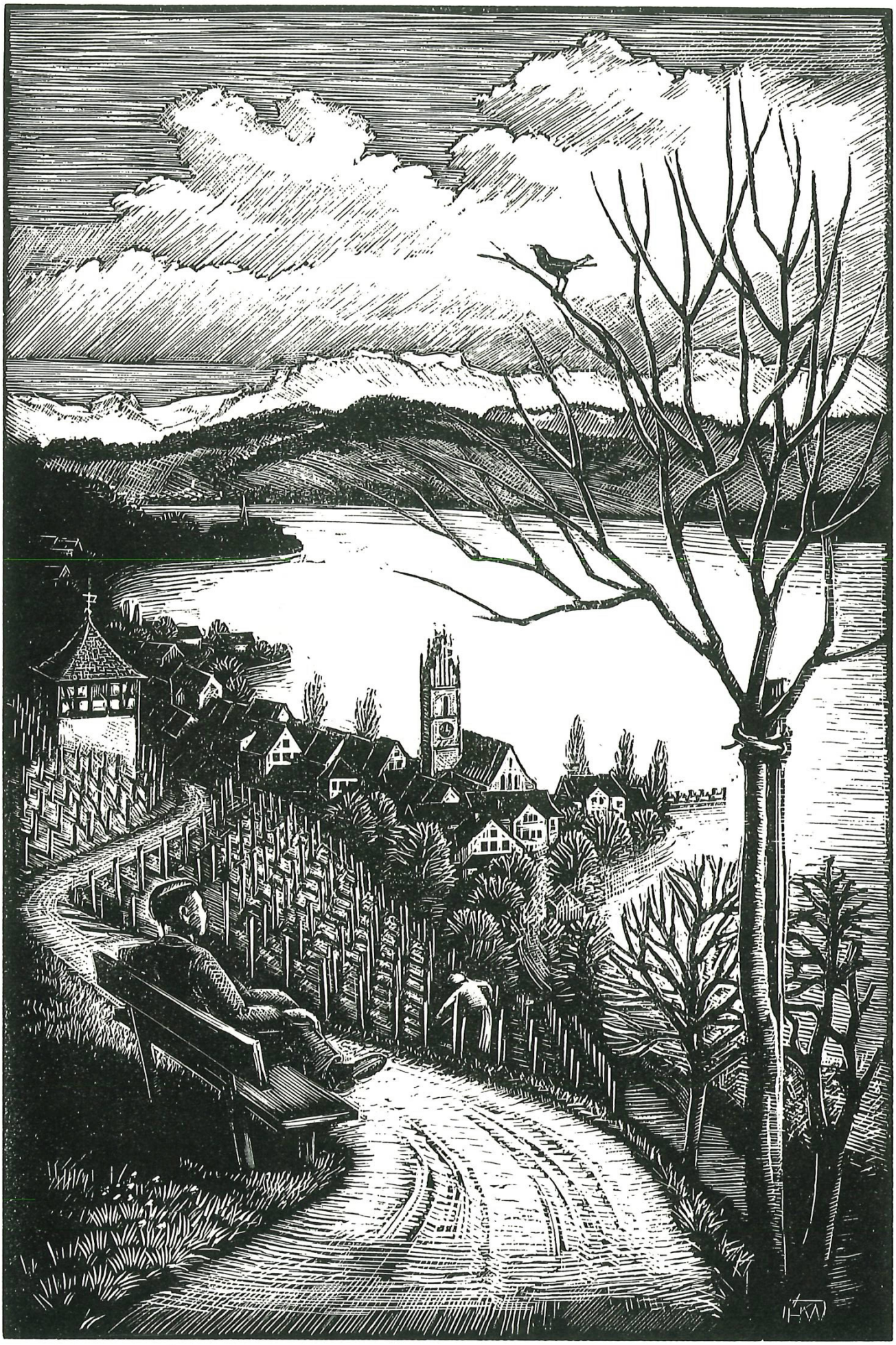
Jugenderinnerungen eines Meilemers

aus der Zeit von 1894 bis 1913

Ich wurde im Jahre 1894 in Meilen geboren, wo ich die Schulen besuchte und aufwuchs, bis ich 1913 ins Ausland ging, um fremde Sprachen zu erlernen, wie es damals bei Jungkaufleuten üblich war. Ich bin der zweitgeborene Sohn von Sekundarlehrer Bernhard Spörri in Meilen. Meine Wiege stand an der Seestrasse in Hofstetten, unweit des Doktorhauses von Dr. med. Hans Frey, wo mein Vater ein kleines Einfamilienhaus besass. Das Haus grenzte seeseits an die Liegenschaft von Bezirksgerichtsschreiber Wettstein, in Richtung Schellen an das Gebäude der Leihkasse Meilen-Herrliberg, bergseits an die Liegenschaft Steiger und dorfseits an die Bäckerei-Konditorei Treichler.
Den elektrischen Strom kannte man damals noch nicht überall. Die Petrollampen waren im Gebrauch. In unserer Wohnung hing über dem Tisch an der Zimmerdecke eine kunstreich geschmiedete Stubenlampe, die wir in einem Lampengeschäft in der Stadt Zürich gekauft hatten. Am Abend rückte alles an den Tisch, der Vater mit der Zeitung, die Mutter mit der Flickarbeit und wir Buben machten unsere Schulaufgaben. Es herrschte eine behagliche Gemütlichkeit. Im Hausgang sowie in der Küche hingen einfache Petrollampen an der Wand und erhellten schwach die Räume. In den Schlafzimmern gab es überhaupt keine Lampen, dafür standen Kerzenstöcke auf den Nachttischen.
Das Petrol bezog man in Blechkannen, die Eigentum des Petrollieferanten waren, vom Konsum. So rund alle acht Tage füllte man das Petrol nach, und bei dieser Gelegenheit wurden die Lampengläser, die Russ angesetzt hatten, mit Flaschenputzern gereinigt. Der Petrolgeruch, der namentlich nach der Reinigung der Lampen intensiv wahrgenommen werden konnte, roch nicht gerade angenehm. Später, etwa im Jahre 1905, bekam Meilen die Gasversorgung. In Obermeilen wurde ein Gaswerk mit einem grossen Gaskessel gebaut. Aber nur die Stubenlampe wurde an das Netz angeschlossen. Die Gaslampe erhellte den Wohnraum

besser als die Petrollampe, doch waren die Gasstrümpfe sehr zerbrechlich. Bei der kleinsten Erschütterung barsten die Strümpfe und mussten ersetzt werden. Nur wenige Jahre später wurde in unserem Haus das Elektrische eingerichtet, und von da an brannten in allen Räumen, ja selbst im Keller und auf der Winde, die Glühlampen. Erst diese Beleuchtung konnte befriedigen.
Gekocht wurde auf einem dreilöcherigen Holzherd. Die Holzscheiter zum Anfeuern bezog man von der Gefängnisverwaltung. Die Gefangenen zersägten die Klafterscheiter zu «Rugeli», dann wurde das Holz mit der Axt zu «Schiitli» zerkleinert. Diese wurden auf Bestellung hin in einem Kastenwagen per Pferdefuhrwerk vors Haus gebracht. Den Buben fiel die Arbeit zu, das Holz in Jutesäcken, Zeinen oder Hutten (Rückentragkorb) auf den Estrich hinauf zu tragen. Unter dem Dach entstand vorübergehend ein grosser Holzhaufen. Später wurden die Scheiter in langen Reihen aufgeschichtet, so dass es aussah wie eine hohe Holzwand.
Man badete im Sommer im See. Wir in Hofstetten wohnenden Kinder besuchten gerne die nahe gelegene Badeanstalt in der Schellen. Die Badmeisterin, Frau Dolder, eine Angehörige der Heilsarmee, erzählte uns in ihrem kleinen Stübchen viele schöne Geschichten vom Herrgott und von Jesus. Wir genossen die Woche hindurch eine zusätzliche Sonntagsschulstunde.
Wenn wir baden gingen und es die Zeit erlaubte, vergassen wir nicht, schnell in die «Steischliifi» (Steinschleiferei Blunschli, jetzt Vernicolor) zu gehen, um am Seeufer im Sand herumzustochern oder zu schaufeln. Wenn wir Glück hatten, fanden wir im roten Sand funkelnde rote, blaue, grüne und auch weisse künstliche Edelsteine, die das Abwasser aus der Fabrik in den See hinausgetragen hatte. Einige waren angeschliffen, andere hatten einen Vollschliff und sahen aus wie Brillanten in einer Vitrine beim Bijoutier.
Wassersport wurde in Meilen nicht getrieben. Wir konnten damals auch keine Schwimmkurse besuchen. Jeder lernte selber schwimmen, indem er sich einen Gürtel aus Kork um den Leib band und versuchte, in der Untiefe einige Züge zu machen. Wenn es einigermassen ging, probierte man es ohne Gurt. Erst dann getraute man sich, zum Floss hinauszuschwimmen, das nur wenige Meter vor der Badeanstalt verankert war.
Da die meisten Wohnhäuser noch keine Badezimmer besassen, badete man im Winter in der Waschküche, wo in einer Ecke ein hölzerner oder metallener Waschzuber stand. Man benützte die Gelegenheit dazu nach dem Waschtag, wenn heisses Wasser aus dem Waschherd zur Verfügung stand.

Gewaschen wurde damals noch nicht in vollautomatischen Waschmaschinen wie heute. Die schmutzige Wäsche wurde in Holzstanden und Gelten am Vorabend eingeweicht und am andern Tag im Waschherd, den man mit Holz anfeuerte, gekocht. Einzelne Wäschestücke wurden daraufhin nochmals mit Steinfels- oder Sunlight-Seifenstücken tüchtig eingeseift und am Waschbrett gerieben, bis der restliche Schmutz verschwunden war. Seifenpulver kannte man nicht.
Als wir in Hofstetten wohnten, brachte der Milchmann Mörgeli



Blick vom Schiltrain. Holzschnitt von Hans Witzig

jeden Morgen die frische Milch ins Haus. Das änderte sich, als wir an die Kirchgasse ins Haus vis-à-vis vom «Bau» umzogen. Dort wohnten wir so nahe an der Sennhütte, dass wir die Milch jeden Abend ab sechs Uhr selber holten. Die Sennhütte stand am Anfang der Allmendstrasse oberhalb der inzwischen aufgehobenen Bahnbarriere, dort wo jetzt Bildhauer Bolleter sein Atelier hat. Die «Hütte» war den ganzen Tag geöffnet, da man dort auch Käse herstellte. Ab sechs Uhr abends kamen die Milchbauern mit ihrem Pferde- oder Hundefuhrwerk in die Sennhütte, um ihre Milch abzuliefern. Einige Kleinbauern brachten ihre Milch in Tansen (Brennten), die sie auf dem Rücken trugen.
Das Brot bezogen wir vom Bäckermeister Schnorf, im Laden der heutigen Konditorei Kocher an der Pfarrhausgasse. Auch Bäkkermeister Steiger an der Kirchgasse, oberhalb des Wirtshauses Blumental, wurde berücksichtigt. Letzterer brachte auf Wunsch die Backwaren seinen regelmässigen Kunden ins Haus. Dazu diente ein Pferdefuhrwerk mit einem alten Gaul, der offenbar das Gnadenbrot bekam. Das Pferd hiess Lisi und war so zahm, dass wir Kinder allein auf dem Bock thronen und das Pferd leiten durften. Man brauchte keine Peitsche, um das Ross anzufeuern; es genügte, wenn man das Leitseil etwas anzog und wieder auf den Pferderücken fallen liess. Dazu rief man noch: «Hü, Lisi!» und das geduldige Tier zog den Wagen weiter. Es wusste besser als ich, wo es wieder anhalten musste. Bald war es das nächste, dann das zweit- oder drittnächste Haus. Inzwischen ging Herr Steiger mit einem grossen Korb voller Brote in die Häuser hinein. Viele Kunden warteten bereits schon vor der Gartentüre auf den Bäkker. Nur wenn die zu durchfahrende Strecke etwas länger wurde, bestieg der eigentliche Lenker das Gefährt und löste mich ab. Es ist nie vorgekommen, dass Lisi scheu geworden wäre oder sonst einen Unfall verursacht hätte. Ich habe das Ross auch nie im Trab gesehen, sondern immer in einem gleichmässigen Trott.
Es war damals Brauch, dass man im Herbst dem Bäcker einen möglichst grossen Apfel brachte, damit er daraus einen Apfelweggen buk. Das erste Exemplar war für die Kundenkinder gratis. Weitere Exemplare kosteten einen Fünfer. In der Znünipause stürmten viele Schüler fast den Bäckerladen Schnorf und erstanden sich einen Schildzipfen zu fünf Rappen. Einige kauften auch für fünf Rappen saure «Zeltli». Der Fünfer spielte eine grosse Rolle im Schülerleben. Die gewöhnlichen Guezli kosteten alle einen Fünfer, die Mohrenköpfe und Cremeschnitten bereits zehn Rappen.

Als ich die vierte Klasse besuchte, gastierte auf dem Pfannenstiel bei Wirt Aebli eine von unserem Lehrer Emil Brennwald und seiner Frau betreute Ferienkolonie. Ich wäre fürs Leben gerne auch mitgegangen, durfte aber nicht. So beschloss ich an einem schönen Ferientag, mit einem meiner besten Freunde auf den Pfannenstiel zu wandern, um dem Treiben unserer Mitschüler zuzusehen. Da der Tag sehr heiss war und der Anstieg auf den Berg etwa eine Stunde dauert, sorgten wir gegen den Durst vor. Wir zählten unser Taschengeld. Leider war es nicht viel; immerhin hätte es zu einer Flasche Bier gereicht. Bier war das billigste

Volksgetränk. Wir gelangten wohlbehalten auf den Pfannenstiel, wo wir alsbald auf einige Kolonisten stiessen. Die meisten waren gerade vom Mittagsschläfchen erwacht und freuten sich über unseren Besuch. Bald erblickte uns auch unser Lehrer Emil Brennwald und rief uns zu sich. Als wir ihm gestanden, dass wir einmal den Koloniebetrieb besichtigen wollten, lud er uns ein, regelrecht mitzumachen. Wir spielten «Räuberlis» und verfolgten einander bis zur Okenshöhe. Auch mit dem Ball wurde gespielt, auf der ebenen Wiese zwischen dem Okenstein und dem Berggasthaus Ribary. Zum Zvieri wurden wir zwei Gäste zu Tisch geladen. Es gab Kaffee und Kuchen, mehr als genug, so dass wir unser Taschengeld nicht ausgeben mussten. Ich glaube, es war gut so, denn das Bier wäre uns Schülern nicht gut bekommen. Nach dem Essen verabschiedeten wir uns von unseren Gastgebern und trafen noch vor Einbruch der Dunkelheit im Dorfe ein.
Um unser Sackgeld aufzubessern, betätigten wir uns öfters, speziell an Samstagnachmittagen, als Kegelaufsteller. Wir waren abwechslungsweise bald bei Frau Stähli im «Freischütz» an der Rosengartenstrasse in Hofstetten, bald bei Frau Leemann im «Lämmli» an der Kirchgasse tätig. Die Kegler waren froh, wenn sie die Kegel nicht selber aufstellen mussten, und wir Buben waren dankbar für die selbstverdienten Batzen. Ausser dem festen Stundenlohn gab es Zulagen für jedes Babeli und jeden Kranz. Babeli heisst es, wenn alle neun Kegel umfallen, Kranz, wenn nur der mittlere Kegel stehen bleibt. Zum Zvieri gab es Wurst und Brot, als Tranksame je nach Wahl entweder Limonade oder Süssmost.

In der ersten und zweiten Klasse der Sekundarschule waren etwa dreissig Schüler untergebracht. Sie wurden von den beiden Lehrern Jakob Stelzer und Bernhard Spörri unterrichtet. Jeder Lehrer gab gewisse Fächer. Nicht die Schüler, sondern die Lehrer wechselten das Klassenzimmer. In der dritten Klasse wechselte dieser Zyklus. Die Gemeinde wählte einen dritten Sekundarlehrer, Kaspar Vögeli, so dass jeder Lehrer seine eigene Klasse hatte. Herr Stelzer entschied sich für die dritte Klasse. Diese schmolz auf etwa 15 Schüler zusammen, da sie nicht mehr obligatorisch war. Eines Tages brachte ein Schüler (Fritz Suter aus Obermeilen, nachmaliger Wirt zur «Sonne» neben dem Seehof) ein junges Reh mit in die Schule. Er hatte es im hohen Gras, von der Mutter verlassen, gefunden. Jetzt wollte er es mit der Milchflasche aufziehen. Unser Lehrer war zwar von diesem Mitbringsel nicht sehr entzückt, weil er eine Störung des Unterrichtes befürchtete. Schliesslich willigte er aber ein. Das Rehlein lag auf einer Türvorlage in einer Ecke und verhielt sich auffallend ruhig. Nur einmal verliess es seinen ihm zugewiesenen Platz und wanderte im Schulzimmer herum. Es suchte offenbar seinen Betreuer, wie wenn es ihn fragen wollte: «Geht's noch lange, bis die Schule aus ist?»
An einem Schulnachmittag, ich war in der dritten Klasse der Sekundarschule, klopfte jemand an die Schulzimmertüre. Mein Lehrer, Herr Stelzer, ging hinaus, um nachzusehen, was los sei. Draussen im Flur stand der Gerichtsweibel. Ich musste sofort mit

ihm ins Gerichtshaus gehen, weil der Statthalter und der Untersuchungsrichter, Arnold Schlatter, mich dringend zu sprechen wünschten. Es sah aus wie eine Verhaftung. Als ich mich bei meinem Lehrer abmeldete, fragte er mich vorwurfsvoll: «Oskar, was hast du verbrochen, dass man dich mitten aus dem Unterricht heraus durch einen Weibel abholen lässt?» Nun ja, logischerweise hätte man mich auch an einem schulfreien Tag abholen lassen können. Ich entgegnete meinem Lehrer, dass ich wirklich keine Ahnung habe, was los sei. Ob er mir's glaubte? Im Gerichtsgebäude angelangt, wurde ich dem Herrn Statthalter vorgeführt. Er war sehr nett zu mir, was mich etwas beruhigte. Er eröffnete mir, dass er mich als Zeuge im Fall XY einvernehmen müsse. Er machte mich darauf aufmerksam, dass ich nur die reine Wahrheit sagen dürfe. Da, wo ich mich nicht recht erinnern könne, solle ich nicht einfach etwas behaupten, sondern ruhig eingestehen, dass ich es nicht mehr genau wisse. Der Fall lag nämlich so: Der Armbrustschützenverein Meilen führte ein Schützenfest durch. Als Warner wurden Kadetten zugezogen, die die geschossenen Resultate in die Schiessbüchlein eintragen mussten. Ein Schützenmeister des Vereins, der in Obermeilen wohnte und offenbar mit seinem Schiessresultat nicht zufrieden war, hatte das wirkliche Resultat zu seinen Gunsten abgeändert, wodurch er zu einem Lorbeerkranz in Extraausführung (mit Silberzweig) gelangte, statt nur zu grünem Laub mit roten Beeren. Ausserdem erhielt der Schütze eine Naturalgabe in höherem Wert und eine zu hohe Barprämie. Ein anderer Schütze hatte heimlich seinen Gegner beobachtet und sich dabei ausgerechnet, dass er den Schützenmeister übertrumpft habe. Als er dann die Rangliste zu Gesicht bekommen hatte, war er enttäuscht und machte Anzeige, dass etwas nicht stimmen könne. Darauf wurde das Schiessbüchlein, das normalerweise im Besitze des Schützen verbleibt, überraschend beschlagnahmt. Der Statthalter fragte mich zuerst, ob ich mich erinnern könne, dass ich Herrn XY gewarnt habe, was ich ohne Zaudern bejahen konnte, denn ich kannte den Schützen beim Namen. Daraufhin zeigte mir der Untersuchungsrichter die aus dem Schiessbüchlein herausgetrennte Souche, die übrigens meine Unterschrift als Warner trug, und fragte mich, ob ich diese drei Resultate abgeändert habe. Ich verneinte bestimmt. Die Resultate waren mit Bleistift abgeändert worden und nicht mit dem Gummistempel. Ich erklärte dem Statthalter, dass die Bleistiftzahlen nicht meine Schrift seien, dass ich logischerweise die Korrekturen mit dem Stempel vorgenommen hätte, und dass ich mich unmöglich bei einer Passe von zehn Schüssen dreimal geirrt haben könne, denn ein solcher Kadett sei als Warner unbrauchbar. Meine Antwort war so präzis, dass der Statthalter mit mir zufrieden war. Er zeigte mir dann am Schluss das inkriminierte Schiessbüchlein. Dann wurde ich entlassen und bekam noch ein Zeugengeld. Später erfuhr ich, dass der Schütze seinen versilberten, zu Unrecht erworbenen Kranz sowie die Gabe wieder abgeben musste und wegen Betrugs verknurrt wurde.